

Beruf: Gemeindeschwester

Meine Besuche waren keine Pflichtbesuche

Im vergangenen Jahr arbeitete ich neun Monate als Gemeindeschwester im Sauerland. Ich kannte diese Gegend vorher nicht und war erstaunt über die krassen sozialen Gegensätze, vor allem in den Dörfern.

Viele Familien sind durch die Entwicklung des Tourismus und die Ansiedlung von kleinen und mittleren Industriebetrieben zu Wohlstand gelangt, andere wiederum sind sehr arm.

In einem Dorf besuchte ich zwei Familien. Der eine Haushalt, supermodern eingerichtet, mit Badezimmer, Dusche und vielen modernen Haushaltsgeräten. Im Nebenhaus betrat ich die 30 qm große Stube, durch eine Holzwand getrennt in Wohn- und Schlaftteil. Die Wohnungseinrichtung bestand aus einer langen Holzbank, einem großen Tisch, Kachelofen, einem alten durchgessenen Sofa, an der Wand ein Kruzifix und Bilder von Verwandten, einem alten Harmonium, auf dem mir von der Hausfrau geistliche Lieder vorgespielt wurden. Als einzigen modernen Gegenstand sah ich in der Stube inmitten der dunklen alten Möbelstücke, völlig deplaciert, einen weißen Küchenschrank stehen. Unten im Keller stand die einzige Kuh des Ehepaares, die gerade gekalbt hatte.

Früher ernährten sich die Menschen in dieser Gegend hauptsächlich von Landwirtschaft. Sie waren alle, bis auf die Fürstenfamilie und die zahlenmäßig sehr kleine Gruppe der Dorfprominenz, arm. Da der Boden nicht besonders ertragreich ist (rauhes Klima, steinige Erde), verdienten die Menschen auch häufig ihren Lebensunterhalt in der Industrie im benachbarten Siegerland. Mir wurde von Männern berichtet, die während der Woche im 100 km entfernten Ruhrgebiet gearbeitet hatten und nur am Wochenende, oft zu Fuß teilweise getipelt, zu ihren Familien zurückkehrten, während Frauen und Kinder die Felder, die als Lebensgrundlage für die Familie nicht ausreichten, bewirtschafteten. Die Männer arbeiteten aber auch als Waldarbeiter im Dienste des Fürsten, dem heute noch große Waldgebiete gehören.

Als Gemeindeschwester nimmt man nicht nur die Aufgaben der häuslichen Krankenpflege wahr (Waschen, Betten, Einreibungen, Spritzen, Verbandwechsel, Medikamentenvergabe, Gehübungen, Ausführung anderer ärztlicher Verordnungen), gleichzeitig wird man auch mit sozialarbeiterischen und psychologischen Problemen konfrontiert, die oft die Kräfte einer einzelnen, nicht dafür ausgebildeten Person übersteigen.

In der Regel pflegte ich täglich zwischen acht bis zehn Patienten, vorwiegend alte Menschen.

Die ärztliche Versorgung ist auf dem Land weitaus schlechter als in der Stadt. Ich arbeitete nacheinander in verschiedenen Bezirken. Im ersten Bezirk ka-

men auf 8.000 Einwohner vier Allgemeinmediziner, im zweiten Bezirk auf ca. 6.000 Einwohner zwei Allgemeinmediziner. In diesen Bezirken gab es keine Fachärzte. Für gynäkologische Untersuchungen mußten die Frauen beispielsweise lange und umständliche Bus- und Bahnfahrten antreten.

Die Qualität der medizinischen Versorgung hängt sehr stark vom individuellen Wissens- und Erfahrungsschatz der dortigen Ärzte ab. Die Ärzte, die ich kennenlernte, waren, bis auf eine Ausnahme, im Alter von schätzungsweise Ende 50 bis Ende 60. Fuhr ein Arzt in Urlaub oder wurde krank, so übernahmen die anderen Ärzte am Ort seine Patienten. Eine Vertretung durch auswärtige Mediziner gab es, wahr-



scheinlich aus Sparsamkeitsgründen, nicht.

Hausbesuche sind auf dem Land, wo der Anteil der alten Menschen, die in Familien leben, hoch ist, sehr wichtig. Die alten Menschen sind oft gar nicht oder nur sehr schlecht in der Lage, den Weg zum Arzt und zur Apotheke zu bewältigen. Ein Problem sah ich darin, daß die Ärzte meistens kleine Medikamentenmengen verschrieben. Das bedeutete für die Patienten nicht nur höhere Geldausgaben (pro Medikament egal welche Menge, eine DM), sondern es ging auch viel Zeit dadurch verloren. Es geschah, daß alte Menschen jede Woche einmal mit dem Bus oder zu Fuß von ihrem Dorf in einen größeren Ort zum Arzt mußten, um sich ein neues Rezept zu holen. Oder sie mußten einen Verwandten oder einen Nachbarn um diesen Gang bitten.

Die Kirche stellte mich, obwohl von auswärts und ohne Konfession, als Gemeindeglied ein, da es zu dem Zeitpunkt niemanden aus der Gegend für diese Tätigkeit gab. Obwohl ich nicht dem traditionellen Bild einer Gemeindegliederschwester entspreche, akzeptierten mich die Menschen dort sehr schnell. Meine Konfessionslosigkeit erfuhren sie von mir, oder anderen; das änderte in keinem Fall etwas an dem guten Kontakt, der sich schnell einstellte. Häufig entwickelten sich da-

durch Gespräche über Christsein und Kirche.

Ein Haushalt bestand aus drei älteren Schwestern, wovon zwei früher berufstätig gewesen waren, während die dritte immer den Haushalt versorgte. Sie blieb zu Hause, um die alten und kranken Eltern zu pflegen. Später, als die älteste der drei sehr krank wurde, pflegten die anderen beiden diese Schwester, mit einer Geduld und Liebe, die unbeschreiblich ist.

Die drei Schwestern sind für mich zu Vorbildern geworden für selbständige, ledige, ältere Frauen, die nie in Abhängigkeit von Ehemännern gestanden haben, sich selbst durchs Leben bringen mußten. Sie lebten in einer Art Wohngemeinschaft zusammen. Vor allem die jüngste dieser Schwestern (ca. 60 Jahre alt) gefiel mir, voller Energie, Emotionen, immer in Bewegung, sich den täglichen Problemen mit der Umwelt stellend. Sie erzählte von ihren Auseinandersetzungen mit der Wohnungsbaugenossenschaft, die von ihnen eine erhöhte Miete für ein noch nicht installiertes, gekacheltes Bad und für neue Fenster (durch die alten Fenster zog es, und sie verbrauchten viel Brennmaterial), die noch nicht eingebaut waren, verlangte. In ihrem Bad befand sich nicht einmal ein Waschbecken, sie mußten sich in der Küche, am einzigen Waschbecken dieser Wohnung

waschen und dort auch Geschirrspülen. Ich fragte sie nach ihren Beziehungen zu Männern. Sie sagten: Wir wollten keinen, uns gefiel keiner, wir wollten zusammenbleiben und wenn einer kam, dann sagten wir, entweder alle drei, oder keine. Wir sprachen auch über Konkurrenz und Egoismus unter Frauen, und sie sagten mir, daß sie versuchten, alles zu teilen, auch die Kleidung. Wenn sie sich früher nur ein schönes Kleid leisten konnten, trugen sie es abwechselnd, auch Pullis wurden untereinander getauscht. Die älteste Schwester hatte eine Lieblingsfarbe, lila, und die Schwestern schenkten ihr zum Geburtstag ein handgeknähtes lila Cape.

Die mittlere Schwester, die nie gesellschaftlich anerkannte Arbeit leistete, ihr ganzes Leben im Haushalt arbeitete, notgedrungen, denn sie pflegte die kranken Eltern, während die beiden anderen für den Unterhalt sorgten, erhielt etwa 120 DM Rente, weil die anderen beiden für sie etwas Geld in die Rentenversicherung eingezahlt hatten. Doch die drei Schwestern fanden, daß der A., die ihr Leben lang schwer gearbeitet hatte, auch Sicherheit von staatlicher Seite im Alter zustehen mußte.

Voneinander lernen und Spaß haben

Wenn ich an sie denke, dann mit viel Zuneigung und Zärtlichkeit. Ich erzählte ihnen im Verlauf der Wochen, die ich täglich dort zwei Stunden verbrachte, um gemeinsam mit ihnen die kranke A. zu pflegen (es ergab sich so, daß ich sie mit Vornamen anredete, aber mit „Sie“), von meinen kleinen und großen Sorgen. Der Angst vor dem Altwerden, vor dem Alleinsein, als über 30-jährige ledige Frau. Und meinen späteren Plänen, mit Freunden zusammenzuleben, um gemeinsam neue Lebensabschnitte zu bewältigen. Durch die drei Frauen wurde mir konkret vor Augen geführt, daß Zusammenleben im Alter möglich ist. Obwohl die älteste Schwester sich nicht mehr selber versorgen konnte, empfanden die beiden anderen Frauen es nicht als lästige Pflicht, A. zu pflegen. Sie stellen das, was A. ihnen gab, ihre positiven Seiten (sie konnte brilliant Kreuzworträtsel lösen, verfügte über ein gutes Gedächtnis und viel Humor, verfolgte Gespräche und machte ab und zu recht treffende Kommentare) in den Vordergrund. Wir lernten nicht nur voneinander, sondern hatten auch viel Spaß. So, wenn wir das Gesäß der kranken A. massierten, alle auf der Erde lagen und uns wie Kinder freuten, wenn sie endlich Stuhlgang machte. Wir lachten und freuten uns. Es war für uns ein großes Ereignis, und der Gestank störte uns nicht. Das Krankenklo bestand aus einem Stuhl, in den sie in der



Mitte ein Loch reingesägt hatten. Unter das Loch stellten wir einen Plastikeimer.

Auf dem Lande lernte ich Familien kennen, die, aus vier Generationen bestehend, unter einem Dach zusammen lebten. Die Alten (Urgroßvater und Urgroßmutter) wurden gepflegt von den Frauen der 2. Generation, der Tochter oder der Schwiegertochter. (In einem Fall erlebte ich, daß ein Mann auf einem Bauernhof seinen Schwiegervater pflegte, das ist aber eine Ausnahme).

Dazu kommt die Pflege der Alten

Die dritte Generation, die meist schon kleine Kinder hatte, half bei der Pflege der Alten nur am Wochenende oder gelegentlich abends. Diese Frauen waren im Alter von 20-30 Jahren und in der Regel berufstätig. Die Hauptlast trugen die Frauen der 2. Generation, die nie einen Beruf erlernen konnten, zuerst auf dem Hof der Eltern mitarbeiteten, dann früh heirateten, und als Mutter, Hausfrau und Bäuerin lebten, auf die später zusätzlich die Pflege der Alten wartete. Natürlich fand ich es gut, daß die Alten, nachdem sie ihr Leben lang gearbeitet hatten und zusammen mit den Kindern einen Haushalt führten, nicht ins Altersheim oder in ein Pflegeheim gebracht wurden. Doch die Familien mußten meistens individuell, sieht man von meiner Tätigkeit am Krankenbett ab, mit diesem Problem zurechtkommen. Wenn ich sage Familie, so meine ich damit die Frauen, die zum Beruf der Mutter, Hausfrau, Bäuerin noch den Beruf der Pflegerin ausfüllen mußten. Dies bedeutete oft eine völlige körperliche, aber auch seelische Überlastung. Die Überlastung äußerte sich in Nervosität und Hetze. Diese Frauen redeten häufig ununterbrochen, lachten und weinten abwechselnd. Sie verbrachten den ganzen Tag mit den Alten, manchmal noch mit den Enkelkindern und hatten tagsüber niemanden, mit dem sie reden konnten.

Die Beziehungen der älteren Ehepaare, die ich kennenlernte, von denen

einer der Partner pflegebedürftig war, gestalteten sich sehr unterschiedlich.

Bei einem Ehepaar fühlte ich mich ausgesprochen wohl. Sie war sehr krank, konnte nicht mehr alleine aufstehen, mußte gewaschen, angekleidet und in den Rollstuhl gesetzt werden. Kam ich morgens dort an, hatte der Mann schon Kaffee gekocht, und die erste Frage war: „Guten Morgen Schwester, wollen sie eine Tasse Kaffee haben?“ Ich trank den Kaffee, wärmte mir die Hände, ging zu seiner Frau ins Schlafzimmer. Sie freute sich jeden Morgen, wenn sie mich erblickte. Ich setzte mich zunächst einige Minuten zu ihr auf's Bett, und wir unterhielten uns. Der Mann brachte dann das Waschwasser, Salben für einen Verband und die frische Wäsche für seine Frau. Nachdem sie gewaschen und angekleidet war, schob ich sie mit dem Rollstuhl in die Wohnstube. Dort hatte der Mann inzwischen den Tisch gedeckt. Bevor er das Frühstück fertig machte, fragte er sie jedesmal, was er ihr drauflegen oder -streichen soll. Der Mann versorgte den gesamten Haushalt. Er kochte, putzte, spülte und bügelte. Manchmal traf ich ihn unterwegs, wenn er zum Einkaufen ging, das Einkaufswägelchen hinter sich herziehend, auf der Landstraße zwischen seinem Dorf und dem nächstgrößeren Ort. Dann nahm ich ihn im Auto mit. Die Beiden waren große Katzenfreunde. Als ihre Katze jungte, mußte ich jeden Morgen erst einmal einen Blick auf die kleinen Katzen werfen und sie bewundern. Er hatte für die Jungen eine Kiste mit Deckel bereitgestellt, die an einer Seite offen war. Vor die offene Seite spannte er ein Tuch, damit die Katzenmutter jederzeit zu den Jungen gelangen konnte. Eines der Katzenjungen bekam eine Augenentzündung, die ich fortan morgens mit Kamille behandelte. Ich zeigte ihm, wie man eine Augenspülung vornimmt, damit er es auch selber machen konnte.

Die Beiden waren gastfreundliche und gesellige Menschen. Sie erhielten

öfter Besuch von auswärts, aber auch von den Nachbarn. Fast täglich besuchte sie ein älterer Mann, der mit der Frau, als sie noch etwas laufen konnte, einige Schritte ging.

Daß Männer ihre Frauen pflegten oder unverheiratete Brüder ihre unverheirateten Schwestern, kommt auf dem Land übrigens häufig vor. Die Männer, die Frauen pflegten, fand ich in der Regel sympathisch, im Gegensatz zu einigen Männern, die von ihren Frauen gepflegt wurden und das Herumkommandieren nicht aufgegeben hatten. Dort versuchte ich auch, die Frauen zu unterstützen, sich wenigstens zum Teil gegenüber ihren Männern durchzusetzen und nicht sofort jede Arbeit, die sie gerade machten, stehen und liegen zu lassen, um ans Bett des kranken Mannes zu eilen.

Für einen Mann, dessen Frau sehr krank war, konnte ich keine Sympathie empfinden. Im Gegenteil, ich ging dort nur wegen der Frau hin. So nach und nach erfuhr ich von Nachbarn und anderen Bewohnern des Ortes, welche ein qualvolles Eheleben diese Frau, die als sehr fleißig und lieb bezeichnet wurde, geführt hatte. Sie selber konnte sich auf Grund ihrer Krankheit nicht mehr dazu äußern. Ich erlebte ihn als herrischen Menschen, der immer recht haben mußte. Als eine Frau sich vorübergehend bereiterklärte, für die beiden zu kochen, bestand er darauf, daß sie das Essen in seinem Haushalt kochte, was für die Frau viel zusätzliche Arbeit und Zeit bedeutete. Die Medikamente wollte er seiner Frau nach Möglichkeit immer selber geben. Sie bekam ein Mittel, was mir als Psychopharmakon geläufig war. Es entstand bei mir der Eindruck, als ob die Frau ständig überdosierte, mit anderen Worten ruhig gestellt war. Sie schlief die meiste Zeit des Tages, redete von sich aus so gut wie gar nicht, zeigte kaum gefühlsmäßige Regungen. Ich machte ihn oft darauf aufmerksam, ihr nicht zu viel Tropfen zu geben. Als beide ins Krankenhaus mußten, er schon einen Tag eher eingewiesen wurde, hal-

**Jedes Angebot
ware ein eigenes Inserat
wert!** Wir präsentieren ein ausgewähltes „Hifi-Paket“ mit sorgfältig aufeinander abgestimmten Komponenten:

YAMAHA Der Receiver CR 420
„Das UKW-Teil besticht durch atemberaubende Trennschärfe...“ (Testbericht fono-forum). 2 x 43,5 Watt sinus. Klirrfaktor 0,0093% (2 Jahre Vollgarantie)

KENWOOD Der Plattenspieler KD-1500
automatische Endabschaltung, hohe Gleichlaufstabilität durch 4poligen Synchronmotor, wirksame Unterdrückung der Tonarmresonanzen, kompl. mit hochwertigem Magnetsystem (1 Jahr Vollgarantie)

Die Boxen Q EX
mit dem überragenden neuen Hochton-Wandler EMIT TM. Zu seinem breiten Übertragungsbereich und klanglichen Realismus besitzt er eine nahezu perfekte horizontale Abstrahlcharakteristik. (5 Jahre Vollgarantie)

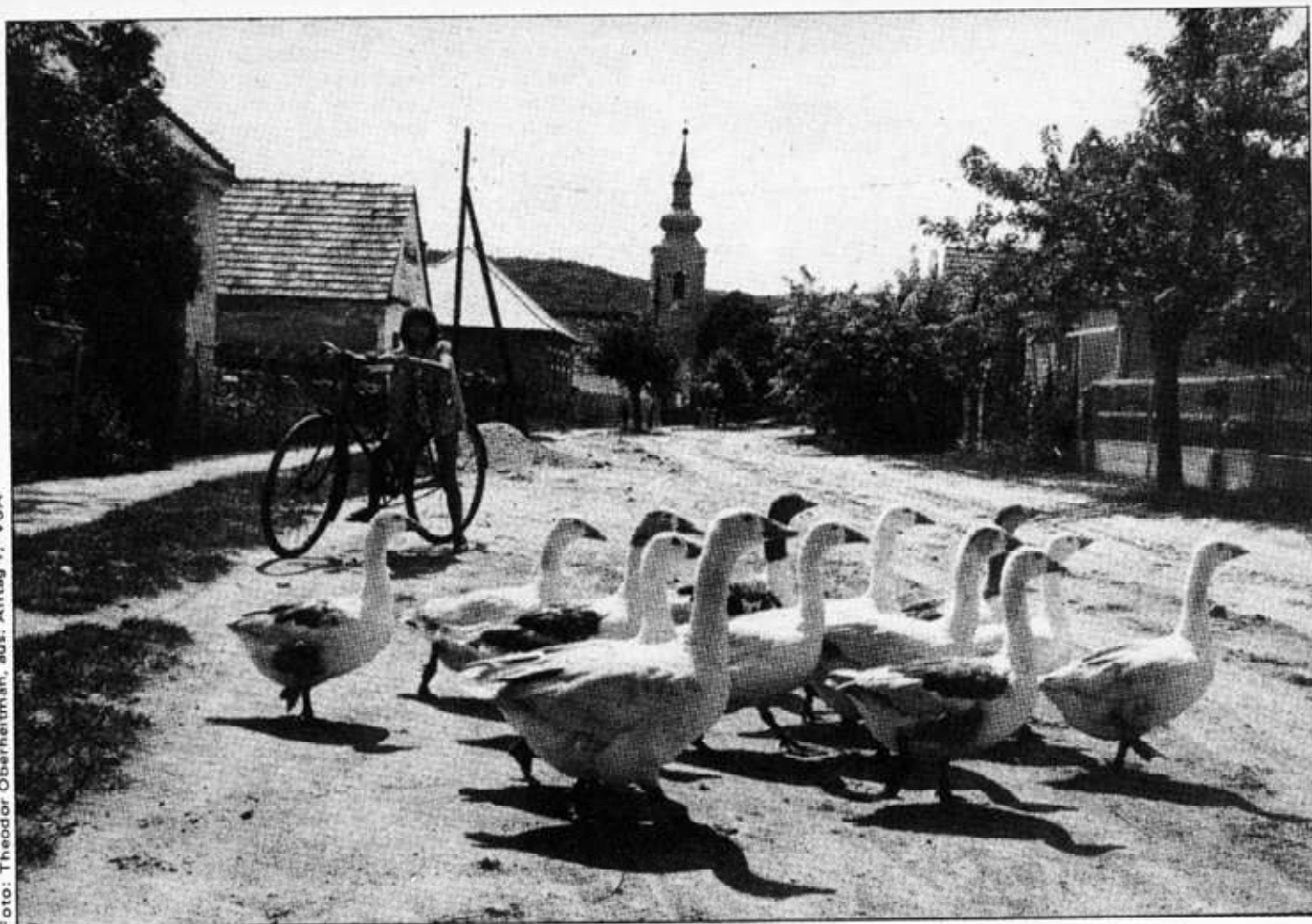
Der sinus-Paket-Preis:
zus. nur **DM 1.286,-**

Dieses Paket ist auch in einer kleineren Zusammenstellung als „Hifi-Päckchen“ erhältlich. Zusammen mit dem Receiver YAMAHA CR 220, dem Plattenspieler KENWOOD KD-1500 und zwei KENWOOD-Boxen kostet es nur DM 872,-

studios für
hifi-stereo

tel.: 323 13 24 sybelstr. 10
ecke wilmersdorfer str.
telefon: 691 95 92
hasenheide 70

sinus



fen Verwandte und Frauen aus dem Ort die anfallende Arbeit (Wäschewaschen, Kofferpacken, Bettenbeziehen, Putzen, Essenzubereiten etc.) zu bewältigen. Wir übernahmen abwechselnd am Wochenende die Versorgung der Frau bis zur Einweisung in das Krankenhaus. Die Hilfe der Nachbarn und der Verwandten wurde von dem Mann als selbstverständlich betrachtet. Er war sogar der Ansicht, niemand täte etwas für ihn. Natürlich, alle, die halfen, taten es in erster Linie der Frau zuliebe und das spürte er vielleicht auch.

Offen über den Tod reden

Ich fing an, nachdem ich wußte, daß ich jeden Augenblick mit dem Sterben konfrontiert werden könnte, Bücher zu lesen. So sehe ich mich, noch schwitzend, innerlich unruhig, in einem Krankenpflegebuch, Kapitel Sterbebeistand, lesen. Tote waschen, anziehen, das Kinn hochbinden etc., war ich durch meine frühere Tätigkeit im Krankenhaus gewöhnt. Doch im Krankenhaus kann man sich davor drücken, dem Sterbenden zu helfen, sich offen mit dem Tod, der so nahe ist, auseinanderzusetzen. Im Krankenhaus löste ich das Problem auf meine Weise, indem ich den Sterbenden streichelte, ihm emotionale Zuwen-

dung gab. Doch traute ich mich nie, offen mit ihm ein Gespräch anzufangen. Als Gemeindeschwester kann man sich vor dieser Auseinandersetzung viel schwerer drücken, denn man ist eng verknüpft mit der familiären Situation, kennt Leid und Freud der Familienmitglieder nach kürzester Zeit. Als das Telefon eines morgens vor 7 Uhr klingelte – es war ein Sonntag – wußte ich, daß die Situation, der ich offen begegnen wollte, eingetreten war.

Es handelte sich um eine Frau, die mit 27 Jahren ihren Mann verloren hatte, als sie gerade das zweite Kind erwartete. Später arbeitete sie als Telefonistin bei der Post, um sich und die Kinder zu ernähren. Die Kinder, zwei Söhne, verlor sie später im Krieg. Eine Frau, nach außen hart geworden durch mühevolleres Leben, alle Schwierigkeiten, oder die meisten, mit sich selber ausmachend. Am Anfang wollte sie sich, obwohl schwer krank, nicht von mir pflegen lassen. Sie sagte immer, sie könnte es allein, schickte mich weg, betonte aber, sie hätte persönlich nichts gegen mich. Ich nahm sie ernst, drängte mich nicht auf, indem ich gegen ihren Willen handelte, versuchte Schritt für Schritt mit ihr in Kontakt zu kommen und machte zunächst mal einige pflegerische Handgriffe neben-

bei. Sie erzählte mir so nach und nach aus ihrem Leben. Als sie schwächer wurde, kaum noch sprechen konnte, akzeptierte sie sich als kranken Menschen und nahm die Pflege an. Sie schaffte es aber nicht, offen über ihren Krankheitszustand zu reden. Als ich sie kurz vor ihrem Tod fragte, ob sie noch einen Wunsch hätte, antwortete sie mir: „Daß ich immer genug Wasser habe, um meinen Durst zu löschen.“ Bei mir war die Bereitschaft da, mit ihr über die Ängste des Todes zu reden, doch ich glaube, sie war es nicht gewöhnt und schämte sich sogar, fremde Hilfe anzunehmen.

Andere Erfahrungen machte ich mit einem alten achtzigjährigen Bauern, den ich sehr oft besuchte, um mich mit ihm zu unterhalten. Die Pflege wurde von der Familie übernommen. Ein großer, stattlicher Mann, obwohl vom nahenden Tod gezeichnet, abgemagert, zu schwach, um noch einen Schritt zu gehen. Er wußte von mir, daß meine Besuche keine Pflichtbesuche waren und ich gerne zu ihm kam. Ich wußte von ihm, daß der Kontakt zu mir wichtig war, denn er unterhielt sich gerne mit mir, auch über seinen nahenden Tod. Ich erfuhr von ihm, daß er sich als Schwerkranker bewußt mit dem Tod auseinandersetzt. Ich fragte ihn nach dem Grund, warum

so viele Menschen einsam sterben und ob das nur damit zusammenhängt, daß die Menschen es nicht gewöhnt sind, sich über ihre Gefühle und Gedanken zu verständigen. Er nannte mir noch einen weiteren Grund, warum so viel Sterbende in der Sterbesituation nicht darüber reden, nämlich die Angst und Scheu, ihre Angehörigen, die es ohnehin sehr schwer haben, mit diesem Problem zu belasten. Die Angst vor der Tatsache, daß die Familie es seelisch nicht verkraftet, darüber zu sprechen, und dann eine banale Antwort gibt, die häufig lautet: Ach, du wirst schon noch wieder gesund. Die Erfahrung, daß viele Angehörige, sich selber und dem Kranken etwas vorgaukeln, läßt den Kranken in doppelter Einsamkeit zurück, zerreißt das letzte Band zwischen ihm und seinen Lieben. Er war in der glücklichen Situation, mit seiner Familie und auch mit mir offen sprechen zu können. Seine Angehörigen ließen ihn, soweit wie möglich, am Geschehen auf dem Bauernhof teilhaben. Der Schwiegerohn informierte ihn über den Tagesablauf auf dem Hof.

Ich erfuhr von ihm, wie schlecht der Boden in seiner Heimat ist, daß man mindestens über 10 ha eigenes Land braucht, um Landwirtschaft als Haupterwerbsquelle zu betreiben. Er sah zwar, daß eine Technisierung und Spezialisierung in der Landwirtschaft un-

ausweichlich ist, um als Landwirt heutzutage weiterexistieren zu können. Wir unterhielten uns über Schweinezuchtbetriebe, mderna Entmistungsanlagen und die Gefahr der industriemig betriebenen Höfe, mit einem Manager an der Spitze, die man nicht mehr Bauernhöfe nennen kann. Er erzählte mir von seinem früheren Leben als Holzfäller und später als Fuhrmann. Wenn er zu schwach war, um sich weiter zu unterhalten, sagte er es mir.

Weinen ist doch nichts Schlimmes

Nach einem Gespräch, kurz vor seinem Tod, sagte ich ihm, daß ich froh sei, ihn kennengelernt zu haben, daß ich mir wünsche, mich genauso verhalten zu können wie er, wenn ich sterbe. Ich machte ihm auch eine Liebeserklärung, scherzhaft und doch ernst. Ich sagte ihm, daß ich mich, wenn es nicht aussichtslos wäre, sofort in ihn verlieben würde. Wir lachten beide, aber uns standen auch Tränen in den Augen. Ich ging aus dem Krankenzimmer hinaus in die Küche. Dort stellte ich mich ans Fenster, damit niemand meine Tränen sehen sollte. Die Bäuerin kam herein und merkte sofort, was mit mir los war. Sie faßte mich um die Schulter, sah mich an und sagte mir, daß Weinen doch nichts Schlimmes sei.

Die häusliche Krankenpflege wurde von allen Leuten, mit denen ich Kontakt hatte, begrüßt. Die meisten hatten schlechte Erfahrungen mit den Krankenhäusern gemacht. Wahrscheinlich spüren Menschen, die auf dem Lande leben, die Anonymität, die Unverbindlichkeit und kalte Freundlichkeit der Krankenhausatmosphre - besonders stark. Der Zwang, sich Zuneigung, Freundlichkeit und optimale medizinische und pflegerische Betreuung im Krankenhaus durch kleine und größere Geschenke zu erkaufen, denn gerade alte Menschen, losgelöst aus ihrer gewohnten Umgebung, sind auf Zuneigung und persönliches Ansprechen - sollen sie wieder gesund werden - besonders angewiesen, kam häufig zur Sprache.

Die alten Menschen ziehen es vor, zu Hause zu bleiben und dort zu sterben, sie sträuben sich oft mit aller Kraft, die ihnen noch verblieben ist, gegen eine Einweisung ins Krankenhaus, denn sie wissen, daß sie sich dort nicht wohlfühlen und häufig durch die Krankenhausatmosphre dem Tode schneller entgegengehen. Doch zu Hause bleiben und gepflegt werden, ist nur möglich auf Grund der noch immer existierenden bäuerlichen Familienstruktur, der Nachbarschaftshilfe und durch den Ausbau der häuslichen Krankenpflege.

Brigitte Ishorst

Nicht die Frau ist das Opfer sondern der Mann

Als Rechtsanwlthin, die mit dem Berliner Frauenhaus und dem Notruf für Vergewaltigte Frauen zusammenarbeitet, vertrete ich vergewaltigte Frauen in Prozessen als Nebenklägerin. Ich erlebe immer wieder: Thema eines Vergewaltigungsprozesses ist nicht die brutale Inbesitznahme und Demütigung von Frauen durch Vergewaltiger oder physische Ausbeutung durch den Zuhälter, sondern die Glaubwürdigkeit der vergewaltigten Frau, der Belastungszeugin. Thema ist nicht die aggressive Sexualität und Gewalt des Mannes, sondern das Sexualeben der vergewaltigten Frau. Nicht die Frau ist das Opfer, sondern der Mann.

Eigentlich war ich der Meinung, daß linke Verteidiger der Vergewaltigung Angeklagte gar nicht verteidigen, da sie ganz grundsätzlich die Unterdrückten und gesellschaftlich Schwächeren vertreten. Also gerade keine Arbeitgeber oder Dealer, die Jugendliche bewußt abhängig machen, um von ihrer Drogensucht zu profitieren. Ich wurde belehrt: In Vergewaltigungsprozessen kommt es tatsächlich vor, daß sich linke Verteidiger plötzlich auf die Seite des Stärkeren stellen, die Interessen desjenigen vertreten, der Gewalt und Macht ausübt: Sie verteidigen Vergewaltiger, teilweise Zuhälter, die bereits von Berufs-

wegen Vergewaltiger sind, und scheinen sich keine Gedanken darüber zu machen, wer das Geld verdient, mit dem beispielsweise Zuhälter die Verteidigung bezahlen.

Sicher, meine Gewiheit, dieselben Interessen zu vertreten, Solidarität zu erfahren, war schon länger brüchig geworden. Wenn ich aus einer Verteidigerbesprechung früher weggehe, um zum Beispiel am Plenum des Notrufs für vergewaltigte Frauen teilzunehmen, spüre ich Aggressivität: Ein Kollege hat nicht genau mitbekommen, wohin ich gehe, ein anderer antwortet für mich: „Ingrid geht zu einer Frauengruppe, sie will nämlich nicht vergewaltigt werden.“

Als bekannt wird, daß wir ein Frauenbüro Rechtsanwältinnen aufmachen wollen, findet dies ein männlicher Kollege ausgesprochen schlimm. Ein anderer fragt, ob er, wenn er uns besucht, einen Rock anziehen müsse. Ein dritter wirft uns aus der Selbstverständlichkeit seines Mnnerbros heraus Spaltung vor. Trotz dieser und anderer Erfahrungen bin ich wütend, als der linke Kollege in guter alter bürgerlicher Verteidigungstradition in einem Beweisantrag behauptet, meine Mandantin gehe der Prostitution nach, sei, da sie dies abstreite, unglubwrdig, auch was den Vergewaltigungsvorwurf betreffe. Er macht sich damit

ber linke Anwälte in Vergewaltigerprozessen